

Hans-Peter Vertacnik

# Totenvogel

Ein Fall für Radek Kubica

emons

Leseprobe

*„Dass der Tod von Geburt an immer um uns ist, wollen wir nicht hören, und für seine Boten haben wir keinen Blick.“*

Der Autor

## Prolog

*»Wahrlich, ich sage dir: Heute noch wirst du mit mir im Paradiese sein.«*

Lukas, 23/4

1

15. Mai, kurz vor halb vier.

Nach einer beinahe tropischen Nacht war es immer noch viel zu warm. Kraftlos döste die Stadt einem schweißtreibenden, ereignisarmen, ganz und gar abstumpfenden Sonntag entgegen, doch in der Frommgasse lag etwas in der Luft. Es staute sich über dem Asphalt wie Pulverdampf über einem windstillen Schlachtfeld. Eine Wolke aus Gemeinheit, Niedertracht und Tücke hing zwischen den Häusern. Der Dunst des Bösen.

Alles schlief. Keine Rede von Großstadtgetriebe. Totenstille, mitten in Wien. Ein paar Steinwürfe voraus mündete das noble Gässchen in eine breite Straße, die zum Donaukanal führte, und jenseits der Kreuzung versperrten die Mauern des Augartens den Weg. Immer deutlicher trat die Barriere aus dem menschenleeren Dunkel. Es wurde lichter, und mit der Ruhe war es plötzlich auch vorbei.

Förmlich aus dem Nichts heraus wurden Schritte laut, verlangsamten sich und verstummten. Verstört verharrte der ältere Herr im eleganten Anzug am Straßenrand, ließ den alkoholträchtigen Speichel in seinem Mund hin und her rollen, schluckte, stieß mit der Spitze seines Schuhs gegen das rechte Bein der bäuchlings zwischen zwei parkenden Autos liegenden Gestalt und räusperte sich. »He«, grölte er mit unsicherer Stimme. »Was ist denn los?«

Keine Antwort.

Schlaffe Arme neben einem bewegungslosen Körper. An Nacken und Rücken klebte getrocknetes Blut. Es dauerte eine Weile, bis der hohe Beamte aus dem Wissenschaftsministerium begriff, dass ein Toter vor ihm lag. Zitternd vor Bestürzung wischte er sich den Schweiß von der Stirn und griff zum Telefon.

Sein Anruf erwischte die Polizei eiskalt. Es verging eine halbe Stunde, bis der erste Streifenwagen eintraf. Die Kripo brauchte noch länger. Als sie dann doch endlich vor Ort war, brach in der Frommgasse die pure Hektik aus.

Da war dann buchstäblich der Teufel los.

2

Sechs Monate zuvor

Nichts hatte darauf hingedeutet, aber am Montag, dem 17. November gegen halb elf schlug das Wetter im Westen um.

Ab Innsbruck gab es Sturm, und hinter dem Arlberg kam der Schnee. Von Minute zu Minute wurde es kniffliger, den dunkelgrünen Jaguar auf der Straße zu halten, denn die Sicht wurde laufend schlechter, und der Mann am Steuer lenkte ja auch nur noch mit einer Hand. Mit der anderen presste er sein Mobiltelefon ans Ohr und quatschte, was das Zeug hielt, während der Geldkoffer unter dem Beifahrersitz jedes Mal rumpelnde Geräusche von sich gab, wenn die Hinterreifen in den Kurven leicht wegrutschten.

Die Scheibenwischer arbeiteten wie besessen. Nebel zog von der Schweiz herein, und der Sturm legte zu. Und die weiße Pracht? Die lag jetzt stellenweise schon zwanzig Zentimeter hoch, und Räumfahrzeuge waren noch nicht zu sehen.

Missmutig schaltete der Herr mit dem verschlagenen Blick eines Gebrauchtwarenhändlers einen Gang tiefer. Nein, die Grenze sei kein Problem, in einer halben Stunde sei alles gelaufen, versicherte er seinem Gesprächspartner zum wiederholten Male. Er melde sich wieder, sobald er auf dem Rückweg sei. Mit diesen

Worten legte er auf, warf das Telefon auf den Beifahrersitz und schaltete das Gebläse auf die höchstmögliche Stufe. Wenn er etwas absolut nicht ausstehen konnte, dann waren es Geschäftspartner, die sich in die Hosen machten, wenn es darauf ankam. Da war er aus anderem Holz geschnitzt. Gott sei Dank.

Der Grenzübertritt nach Liechtenstein verlief dann auch völlig unspektakulär. Der Uniformierte an der Grenzpolizeiinspektion dachte nicht daran, bei diesem Wetter ins Freie zu gehen, öffnete kurz das Fenster und winkte ihn rasch weiter. Grinsend zündete sich der Kurier ein Zigaretten an und atmete tief durch.

Zehn Minuten später war die Bank in Sicht. Das satte Rauschen der Räder und das leise Brummen des Motors gingen in ein sanftes Schnurren über, als der Fahrer Gas wegnahm, den Wagen an den rechten Fahrbahnrand lenkte und ihn am Parkplatz ausrollen ließ.

Wenig später nahm der österreichische Innenminister in seinem Büro in Wien einen Anruf entgegen. Der Adler sei gelandet, hieß es.

Liebermann, der dem längst verstorbenen Schauspieler und Regisseur Orson Welles glich wie ein Ei dem anderen, legte zufrieden auf. Jetzt war nur noch dafür zu sorgen, dass bei diesem Geschäft keiner ein Haar in der Suppe fand. Eine rechtlich ausgefeilte Lösung musste her. Ein Konstrukt, das jeder kritischen Betrachtung standhielt. Auch wenn nicht zu erwarten war, dass sich in nächster Zeit jemand für die Geschäfte des Innenministeriums interessierte.

Wäre ja auch noch schöner.

3

Freitag, 21. November, später Nachmittag.

Auf den Korridoren des Hauptquartiers der Firma Vienna Intersoft war es mäuschenstill. Nur in der vierten Etage rührte sich etwas.

»Eine Katastrophe ist das. Ein schlechter Witz. Ein Drama«, murmelte der Leiter des Geschäftsbereiches Öffentlicher Dienst und wischte sich erst einmal die Schweißperlen von der Stirn, ehe er den schwarzen Aktenkoffer wieder aufnahm und weiterging. Vor dem vorletzten Büro am Ende des langen Korridors war Schluss.

Nicht einmal im Traum wäre es dem bärtigen Mann Ende vierzig jemals eingefallen, anzuklopfen, bevor er sein Vorzimmer betrat. Diesmal tat er es, schlich mit gesenktem Blick durch die Tür und winkte seiner weißblonden Sekretärin sogar kurz zu, als er an ihr vorbei ins Büro wankte und die Verbindungstür achtlos hinter sich zufallen ließ.

Der fünfunddreißig Quadratmeter große Raum mit hellem Holzboden und modernem Mobiliar bot einen phantastischen Ausblick auf das Stadtzentrum, doch danach stand dem immer noch fassungslosen Manager heute nicht mehr der Sinn. Mit nasser Stirn setzte er sich hinter den Schreibtisch, öffnete das graue Anzugsakko, zog das Telefon am Kabel zu sich heran und wählte. Der Vorstandsvorsitzende hob schneller ab, als ihm lieb war. »Was liegt an?«, fragte er. »Ich bin unter Druck.«

»Die Besprechung war ein Desaster. Die speisen uns mit vierzig Millionen Ausfallshaftung ab und machen mit der Austro-Coltex weiter. Der Zug ist abgefahren. Wir sind draußen.«

»Langsam. Der Minister regelt das schon. Der steht auf unserer Seite.«

»Das war einmal. Es ist vorbei.«

Stille.

»Aber wir haben eine halbe Milliarde Euro in das Projekt investiert«, japste der Vorsitzende schließlich entrüstet. »Falls das Innenministerium wirklich aussteigt, hat das Konsequenzen. Da rollen Köpfe. Reden Sie noch einmal mit ihm. Bringen Sie sein Beraterhonorar ins Spiel. Den Schmuck für seine Frau, die Jagdeinladungen, die teuren Reisen. Wir haben einen Deal.«

»Austro-Coltex hat ihn mit vier Millionen geschmiert. Er hat das Geld schon eingesackt.«

»Und unsere fünfhunderttausend?«

»Die können wir vergessen.«

»Dann liefern wir ihn ans Messer.«

»Wie denn? Wir hängen doch mit drin. Also ich jedenfalls. Glauben Sie, ich will wegen Bestechung vor Gericht?«

»Das ist Ihr Problem, nicht unseres. Das Geld muss her.«

»Es ist weg. Das ist nun einmal ein Faktum.«

»Dann räumen Sie Ihren Schreibtisch, aber hurtig. Eine Abfertigung wird es nicht geben. Einen Job in unserer Branche auch nicht. Nicht in diesem Land, darauf können Sie wetten.«

Ehe der Gefeuerte noch dazu kam, etwas zu erwidern, ertönte das Freizeichen. Verzweifelt knallte der Abteilungsleiter den Hörer auf die Gabel, begab sich ans Fenster, starrte auf die Dächer der Stadt und überlegte. Wie sollte er denn seine offenen Kredite bedienen, wenn die ihm kündigten? Sein schönes Haus wird den Bach runtergehen. Der Ruf der Familie auch. Mama wird ihm das nicht verzeihen. Von seiner ehrgeizigen Schwester erst gar nicht zu reden.

Niedergeschlagen schlurfte er zum Schreibtisch zurück, zerriss die Visitenkarte des Innenministers in ganz kleine Stücke, steckte sie in ein Kuvert und verklebte es. Mit zitternder Hand schrieb er Für meine Schwester Petra auf den Briefumschlag und legte ihn gut sichtbar neben einen Papierstapel. Anschließend zog er eine mattschwarz schimmernde Pistole aus der Schreibtischlade, prüfte ihr Gewicht, nickte, stopfte sich die Waffe in den Hosenbund, knöpfte das Sakko zu, ließ seinen Blick ein letztes Mal über sein bisheriges berufliches Refugium schweifen und ging.

Seine dürre Vorzimmerdame bekam vor lauter Staunen den Mund nicht zu, als er sich zu ihr beugte und ihr die Hand drückte. Es sei Schluss für heute, sagte er. Sie könne gehen. Als kleine Anerkennung für die gute Arbeit, die sie hier leiste.

Draußen war kein Laut zu hören, der Korridor menschenleer und das Herrenklo verwaist. Zum Glück. Nichts hätte ihn jetzt mehr gestört als ein Kollege beim Wasserlassen. Ob er das auch noch erledigen sollte? Unschlüssig verharrte der verwirrte

Mann vor dem Waschbecken und blickte in den Spiegel. Traurige Augen unter dichten buschigen Brauen stierten ihn an. Voller Selbsthass.

Im Grunde hatte er sein Gesicht ja nie gemocht. Diese große Nase, die viel zu dicken Lippen, seine schlappe, grobporige Haut und diesen unmöglichen Bart. Hoffentlich sah er im nächsten Leben etwas besser aus. Seelenwanderung, überlegte er. Ob es so etwas gibt? Für einen Buddhisten wahrscheinlich schon, aber für einen Katholiken? Für den war Fegefeuer zu erwarten. Maximal. Wenigstens sein Religionsbekenntnis hätte er beizeiten ändern sollen, aber das konnte er jetzt auch nicht mehr umbiegen, also Schluss damit. Mit einem Ruck zog er das dickwandige Wasserglas aus der Halterung neben dem Spiegel, füllte es, nahm einen ordentlichen Schluck und behielt das Wasser im Mund. Gleichzeitig riss er seine russische Kanone aus dem Hosenbund und schob sich den Lauf zwischen die Zähne.

Die hübsche, immer freundliche indische Putzfrau kam ihm in den Sinn. Was er der jetzt antat, war auch nicht ohne.

In Gedanken zählte er noch bis fünf.

Dann schloss er die Augen und drückte ab.

4

Vier Tage vor Weihnachten präsentierte sich Österreichs Bundeshauptstadt nass und trüb. Das drückte auf die Stimmung.

Der Geheimdienstchef der Republik war Ende dreißig, trug einen offenen schwarzen Mantel, den mitternachtsblauen Anzug mit hellem Hemd und dunkelblauem Schlips, dazu schwarze dezent gerippte Wollsocken, die in eleganten, wie neu glänzenden Stiefeletten steckten. Er hatte dichtes schwarzes Haar, ein harmonisch geschnittenes Gesicht, dunkle Brauen und volle Lippen, und er brauchte dringend Hilfe, sonst war es um ihn geschehen.

Forschend sah er sich um. Die einst stillste Zeit des Jahres war laut geworden. Kein Kaufhaus ohne Weihnachtslieder aus der Konserve, weder Straße noch Platz, wo man dem ewigen Krach auf Erden entkam. Nicht in dieser Stadt. Nicht in Wien.

Heute übertönte das Getöse auf dem Christkindlmarkt wieder einmal alles. Eine Atmosphäre wie im Prater. Halb taub drängten sich die Besucher um die zahlreichen Glühweinstände, wählten mit rot angelaufenen Gesichtern unter einem breit gefächerten Angebot an Alkoholika und sofften sich die Birne weich. Um diese Zeit waren ja vorwiegend die älteren Semester am Zug. Der hoffnungsvolle Nachwuchs griff erst am späteren Abend ein. Derzeit bevölkerte er nämlich noch die Kunsteisfläche vor dem Rathaus und jagte das andere Geschlecht.

Diese Gedanken wiederum lenkten Hofrat Werner Witoldskis Aufmerksamkeit auf Themen wie Zuneigung und Zweisamkeit, und während er daran dachte, wie furchtbar deprimierend die kommenden Festtage für ihn sein würden, entdeckte er die mindestens zehn Jahre ältere Blondine am Rand der Eisfläche, ging zu ihr und küsste ihr galant die Hand. Die Abgeordnete duldete es, ohne den Blick von einer jungen Eisläuferin zu lösen, die im allgemeinen Getümmel mit beachtlichem Geschick ihre Kreise drehte. Das sei ihre Tochter, erklärte sie. Ein hübsches, kluges, ein wenig scheues Mädel von vierzehn Jahren. Ein gefährliches Alter.

Er nickte.

Womit das Eis zwischen ihnen gleich einmal gebrochen war.

Sie habe sich nach ihm erkundigt, sagte sie. Es aus einem verschlafenen Nest in Niederösterreich bis in eine der zentralsten Schaltstellen der Polizei zu schaffen, sei schon beachtlich. Sie selbst stamme ja aus ganz ähnlichen Verhältnissen und habe es auch nie leicht gehabt. Weder im Schuldienst noch in der Bundespolitik. So gesehen seien ihre Lebenswege also durchaus vergleichbar. Das verbinde.

»Danke, dass Sie gekommen sind.« Witoldskis Stimme ging ihr durch und durch. Sie war so männlich. So samtig und tief.

»Freut mich, dass Sie an mich gedacht haben. Sie gefallen mir. Ihr Charme. Ihre Eloquenz. Ihre Tüchtigkeit. Sie haben noch Ehrgeiz. Das mag ich. Wie geht es Ihrer Frau?«

»Man hat sie in eine Spezialklinik verlegt. Es gibt nicht viel Hoffnung.«

»Das tut mir leid. Wissen Sie, warum sie es getan hat?«

Unwillkürlich verspannten sich Witoldskis Gesichtszüge. Mit zusammengepressten Lippen schüttelte er den Kopf.

»Entschuldigen Sie. Das war taktlos von mir.« Ohne das Mädel am Eis aus den Augen zu lassen, ergriff sie seine Hand. »Und in so einer Situation will er Sie in die Wüste schicken?«

»Der Herr Minister ist besorgt. Um meine nervliche Gesundheit.«

»Der?« Mit verächtlichem Lachen drehte sie den Kopf und sah ihn an. »Er hat Ihren Job einer jungen Juristin versprochen. Als kleines Dankeschön dafür, dass sie sich in einer Hotelgarage von ihm bumsen ließ.«

»Sie sind ja bestens informiert.«

»Als Sicherheitssprecherin unserer Partei ist es ja wohl meine verdammte Pflicht und Schuldigkeit, informiert zu sein.«

»Er will mich bei der Interpol parken.«

»Das wäre ein Abstieg.«

»Er kann mir nichts vorwerfen. Ich war immer loyal.«

»Ich weiß«, stellte die um einen ganzen Kopf kleinere, etwas füllige Politikerin lakonisch fest und schob sich das glatte Haar aus der Stirn. »Aber dafür können Sie sich leider nichts kaufen. Wie auch immer: Ich werde meine Verbindungen spielen lassen. Der Herr Bundeskanzler mag mich.«

»Ist das so?«

»Wären Sie sonst hier? Also los. Gehen wir ein Stück.« Langsam setzten sie sich in Bewegung.

»Dann helfen Sie mir also. Und was wollen Sie dafür?«

Anstatt ihm zu antworten, gab die Abgeordnete ihrer Tochter einen Wink und deutete bedauernd auf ihre teure Armbanduhr. Sofort fuhr das Mädel an den Rand der

Eisfläche, zog die Schlittschuhe aus und schlüpfte in ihre Stiefel. Derweil knöpfte die Sicherheitssprecherin ihren Mantel auf und ließ den Geheimdienstler ihre pralle Oberweite sehen.

»Sie, Witoldski, will ich«, sagte sie unumwunden. »Ihre Informationen, Ihre Loyalität, Ihre Gesellschaft. Machen Sie mich glücklich. Dafür verhindere ich, dass mein geschätzter Herr Fraktionskollege Sie aus dem Amt jagt, einverstanden?«

Der fesche Hofrat nickte.

Zufrieden überreichte sie ihm eine Visitenkarte mit der Adresse ihres Landhauses in Pressbaum. »Dann sehen wir uns. Morgen, zwanzig Uhr«, flüsterte Friederike Jung errötend wie ein junger Backfisch und schloss ihre Tochter in die Arme. Ob dem Mann eigentlich klar war, wie scharf sie auf ihn war? Und noch eine Sehnsucht stellte sich ein. Die Hoffnung auf eine weiße Weihnacht. Auf einen Winter, wie er früher einmal war.

»Witoldski?«

Mit wild klopfendem Herzen drehte sie sich nach ihm um, doch der Hofrat war verschwunden. So spurlos, als wäre er nie da gewesen. Als hätte es diese Zusammenkunft nie gegeben.

Als wäre überhaupt nichts passiert.

5

Am Morgen des 8. Jänner waren Wiens Straßen erstmals verschneit. Ein Verkehrschaos war die Folge, und auch der Adrenalinpiegel von Österreichs Innenminister geriet aus dem Gleichgewicht, was nichts mit dem Wetter zu tun hatte, sondern mit drei mysteriösen Gestalten, die Guy-Fawkes-Masken trugen und aus einem Hauseingang auf die Fahrbahn liefen, nachdem sie mit einem schrillen Pfiff alarmiert worden waren.

Liebermanns Chauffeur sah die Vermummten erst, als es fast zu spät war, und legte eine Vollbremsung hin, worauf der Audi ziemlich abrupt zum Stillstand kam.

»Runter!«, brüllte der schmale Blonde an der Seite des Ministers, drückte den Kopf seines Schutzbefohlenen nach unten, riss die Tür auf und zog die Kanone. Derweil bewarfen die drei Demonstranten die Limousine mit rohen Eiern und Tomaten und bepflasterten die Löwelstraße mit Propagandazetteln, während jetzt auch noch ein vierter Maskierter auftauchte und die Szene filmte.

Gereizt sprangen die beiden Leibwächter aus dem Audi, worauf die Angreifer sofort kehrtmachten und abhauten. Die Beamten rannten ihnen auch nach, aber nur ein paar Meter. Den Minister allein zu lassen, wagten sie nicht.

Der ehemalige Religionslehrer und Laienschauspieler Lukas Prah, der an der Ecke zur Teinfaltgasse stand, fand das amüsant. Instinktiv hatte er Platz gemacht, um den Übeltätern die Flucht zu erleichtern. Drei junge Burschen und ein Mädchen in Jeans, dunkler Jacke und hellbraunen Stiefeln. Das Schuhwerk erkannte er wieder, als ihm die junge Frau eine Viertelstunde später am Schottenplatz über den Weg lief. Unmaskiert. Er sah es als Fügung.

Spontan folgte er ihr zum Stephansplatz, wo es penetrant nach Pferdeäpfeln stank, weil dort die Fiaker standen, und weiter am Dom vorbei bis in die U-Bahn. Dort hockte er sich zwei Reihen hinter sie, blätterte in einer Gratiszeitung und ließ sie nicht mehr aus den Augen. Das dauerte nicht lange, denn sie fuhr ja nicht weit. Nach drei Stationen stieg sie aus, verließ die Station, bog fünf Häuserblocks weiter rechts ab und verschwand in einem massiven, heruntergekommenen Betonklotz. Der schlanke Grauhaarige wartete ein wenig, ehe auch er die Klinke drückte und ebenfalls eintrat.

Im Treppenhaus roch es nach ranzigem Fett. Naserümpfend verharrte Prah an einer offenen Wohnungstür, vor der ein dicker weißhaariger Mann kniete, auf ein Paar Schuhe spuckte und mit einer Bürste das Leder wieder zum Glänzen brachte. Prah log dem Alten vor, bei der Hausverwaltung tätig zu sein, und verwickelte ihn in ein Gespräch.

Bald wusste er alles über Birgit Schratt. Die Vierundzwanzigjährige studierte »Software Engeneering«, war die Tochter eines hohen Beamten aus dem Innenministerium, freundlich, strebsam und sogar wieder zu haben, seit sie ihren

nichtsnutzigen Freund endlich rausgeschmissen hatte. Die weiteren Geschichten seines Informanten waren unergiebig. Beschwerden über Wohnungseinbrüche, Sachbeschädigungen und lärmende Kinder. Das interessierte Prahls ja nicht, aber er tat so, als höre er brav zu, und versprach, für Gegenmaßnahmen zu sorgen. Dann zog er eilig von dannen. Dass der drahtige Fahnder von der Staatspolizei, der ihm schon seit dem Schottenplatz im Nacken saß, dabei seiner Aufmerksamkeit entging, war nicht weiter verwunderlich. Noch hatte er ja keinen Grund dazu, vorsichtig zu sein. Er war ein stinknormaler Bürger. Der Beamte fotografierte Prahls trotzdem und blieb ihm auf den Fersen. Noch volle drei Stunden lang.

Erst am späten Nachmittag kehrte der Geheimdienstler in sein Hauptquartier zurück, rief an seinem Computer die Akte Schratz auf und aktualisierte sie. Außerdem erstellte er ein Dossier über Lukas Prahls. Neben der Beschreibung seines suspekten Verhaltens enthielt es die persönlichen Daten, den Wohnsitz, die Schilderung der familiären Verhältnisse sowie eine Auflistung des spärlichen Freundeskreises des Verdächtigen. Nachdem der Beamte das Dossier mit Vernetzungshinweisen zu Birgit Schratz, »Anonymous« und »Occupy Wall Street« versehen hatte, fertigte er einen kurzen Bericht an, druckte ihn aus und legte ihn zur Dienstpost.

Am nächsten Morgen lag das Papier auf Hofrat Witoldskis Schreibtisch. Damit war Prahls Leben in der Anonymität beendet. Er war kein unbeschriebenes Blatt mehr.

6

Freitag, 9. Jänner.

Seit einer Stunde hockte Prahls vor dem Computer, recherchierte im Internet und dachte an die Pläne, die er schon seit Monaten vor sich herschob. Eine politische Aktivistin, die Software Engineering studierte? Das war ein Glücksfall. Womöglich ließe sich ja mit der endlich umsetzen, was ihm schon lange vorschwebte.

Gegen halb neun verließ er das Haus, besorgte sich ein Wertkartentelefon, eine blonde Perücke, eine schwarze mit dazu passendem Oberlippenbart sowie einen schwarzen und einen grauen Anzug. Außerdem noch weiße Schuhe, eine weiße Baumwollhose und ein weißes Polo. Und noch etwas Seltsames geschah. Während der Busfahrten, die seine Einkaufstour unterbrachen, schmökerte er im Lukas-Evangelium und notierte sich Textstellen, in denen von Bekehrung die Rede war. Von Buße.

Gegen dreizehn Uhr dreißig tarnte sich Prahls erstmals mit schwarzer Perücke und Oberlippenbart und schlüpfte in den soeben erst erstandenen grauen Zweiteiler sowie in eine brandneue, erfundene Identität. So tauchte er vor der Universität auf, stellte sich der nichts ahnenden Birgit Schratt als Oberarzt Dr. Nikolaus Adamek vor und tischte ihr ein Märchen auf. Die Geschichte eines rechtschaffenen Arztes und Familienvaters auf der Suche nach Mitstreitern für einen geheimen Kampf gegen die korrupte Politik. Ob sie interessiert sei?

Die Kleine war zumindest nicht ganz abgeneigt, also lud er sie ins nächste Kaffeehaus ein, wo sie ihm fast alles über sich erzählte, was er schon wusste.

Es mag ja sonderbar erscheinen, dass das darauffolgende Gespräch der beiden von so entscheidender Bedeutung war. Dass es exakt jenen Punkt markierte, an dem das Leben des ehemaligen Religionslehrers und Laienschauspielers völlig ins Kippen geriet. Aber so unglaublich es auch klingen mag: Genau so war es.

7

Etwa einen Monat später, an einem Mittwoch Anfang Februar, hingen dunkle Schneewolken über dem Polizeipräsidium am Schottenring, und ein scharfer Westwind fegte den Wienern um die Ohren.

Ob es in London auch gerade so unwirtlich war? Immer noch haderte Kubica mit dem Umstand, dass Anne mit seinem Sohn nach der Scheidung zurück in ihre

Heimatstadt gegangen war. Einfach abhauen? So mir nichts, dir nichts? Aus Wien? Ja wieso denn?

Eingesponnen in derart trübe Gedanken gab die zügig auf die Fünzig zugehende Nummer zwei der Wiener Mordkommission widerwillig ihren Stehplatz am Fenster auf, setzte sich, warf einen Blick auf die schriftliche Vorladung, linste auf die Zeiger der Armbanduhr, massierte die schmerzende Brust und sah sich um. Die Leute auf den Nebensitzen hatten völlig unscheinbare, austauschbare Gesichter. Und ihr Verhalten war exakt so, wie es ihrer Rolle als Patient in Lauerstellung entsprach. Sie blätterten in alten Zeitschriften, glotzten aus dem Fenster, unterhielten sich mit ihren Nachbarn, gähnten, streckten sich oder dösten mit geschlossenen Augen einfach so vor sich hin. Alle in der Hoffnung, dass sie der hagere, spitznasige Adlatus des gefürchteten Amtsarztes endlich aufrief, um sie ins Behandlungszimmer zu geleiten. Inzwischen hing die Warterei nämlich jedem hier schon ganz schrecklich zum Halse heraus. Kubica auch.

Rechts neben ihm saßen zwei ältere Kollegen von der Verkehrspolizei, der eine mit Gipsfuß, der andere mit bandagiertem Arm. Der Fußmarode schlief, der Flügellahme war nervös und spielte mit dem Mobiltelefon. Und links? Da lümmelte ein Junge mit eingefallenen Augen, dünnen Wimpern, einem etwas zu langen Schädel und einem Pferdegebiss, der nach Schnaps stank und seinem abgenommenen Führerschein nachweinte. Daneben thronten zwei blond gefärbte Damen aus der Rotlichtszene, beide jung, wohlgeformt und auf Püppchen geschminkt. Der Kriminalbeamte direkt neben der Eingangstür litt an Diabetes, hatte fettiges Haar und schlug mit einem Kreuzworträtsel die Zeit tot. Ob der verheiratet war? Einen Ehering trug er jedenfalls nicht.

»Herr Major?«

Endlich, atmete Kubica auf, nickte und erhob sich. Das Behandlungszimmer, in das er nun eintrat, war klein, muffig und überheizt, und der kleine dicke Amtsarzt, dessen Glatze im Licht der geschmacklosen Deckenlampe glänzte wie frisch poliert, stank aus dem Maul, als hätte er einen Bierkrug voller Scheiße gekippt. Vielleicht leidet er ja bloß an akuter Zahnfäule oder unter einer spontan aufgetretenen Magenkrankheit, überlegte Kubica. Wäre schlimm, der röche immer so. Schnaufend rückte sich der Mordermittler im Krankenstand den Sessel zurecht und nahm Platz.

»Sie sitzen ja bereits«, monierte der Quacksalber mit zusammengekniffenen Augen, beugte sich über Kubicas Krankenhausbefunde, studierte sie und sah sich auch noch die Röntgenbilder an, ehe er sich erhob, vorsichtig Kubicas linke Schulter bewegte, mit dem Stethoskop Brust und Rücken seines Patienten abhörte und ihm ein paar Fragen stellte.

Der Doktor besaß einen merkwürdigen Sprachduktus. Er betonte die Konsonanten jedes einzelnen Wortes mit so unangenehmer Härte und in derart schnarrendem Tonfall, als wäre er die leibhaftige Wiedergeburt Adolf Hitlers. Zudem spitzte er nach jedem Wortende auch noch die fleischigen Lippen, feixte, und hielt jede Menge bedeutsamer Pausen.

»Schmerzt die Schulter noch?«

»Ab und zu.«

»Nach sieben Monaten sollten Sie Ihren linken Flügel aber langsam höher anheben können als auf vierzig Grad.«

»Ein Kriminalbeamter arbeitet mit der Rechten. Die Linke ist purer Luxus.«

»Blödsinn. Und sonst? Was machen die Nerven? Leiden Sie an Schlaflosigkeit?«

»Nein.«

»An Angstzuständen?«

»Keine Spur.«

»Und was macht die Lunge? Haben Sie Brustbeschwerden?«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Atemnot?«

»Hat sich längst erledigt.«

Ein Wortgefecht wie bei einem Verhör. Jede Frage ein mieser kleiner Messerstich. Jede Antwort eine glatte Lüge.

»Die Schusswunde ist gut verheilt« ergänzte der Major. »Alles in Butter.«

»Jetzt reicht es aber. Ihr Zustand ist erbärmlich, und dass Sie sich weigern, das zur Kenntnis zu nehmen, ändert daran gar nichts. Immerhin hat man Ihnen einen Teil des linken Lungenflügels entfernt und das Schultergelenk operiert. Drei Mal. Wie hoch war Ihr Gewichtsverlust?«

»Vierzehn Kilogramm.«

»Na sehen Sie. Sie sind neunundvierzig. Da wirken sich Verletzungen halt wesentlich schlimmer aus als bei einem Zwanzigjährigen. Von der vollen Exekutivdienstfähigkeit sind Sie meilenweit entfernt. Dass Sie die jemals wiedererlangen, ist aus heutiger Sicht nicht zu erwarten. Kurz und gut: Ich werde vorschlagen, Sie in den vorzeitigen Ruhestand zu versetzen.«

»Kommt ja gar nicht in Frage«, protestierte Kubica empört.

»Das werden Sie schon mir überlassen müssen«, knurrte der Mediziner und begann, die günstigen finanziellen Rahmenbedingungen einer solchen Lösung zu preisen. Kubica winke eine Pension, von der er gut leben könne. Die Alternative dazu sei ein reiner Bürojob im Ministerium. Als Schreibkraft. Das werde er sich ja wohl nicht antun wollen. Und aus finanzieller Sicht wäre Letzteres ein Desaster.

»Die Frage stellt sich auch nicht«, blieb Kubica stur. »Ich bin in der Mordkommission. Die Kollegen brauchen mich.«

»Ist ja lächerlich. Niemand ist unersetzbar. Sie schon gar nicht.«

»So schlecht bin ich nicht in Form. Also schreiben Sie mich jetzt endlich gesund.«

»So weit kommt es noch, dass Sie mir vorschreiben, was ich zu tun hab«, fauchte der Arzt, knallte Kubicas Befunde auf den Tisch und wies ihm die Tür.

Auf der Straße war es feucht, kalt und dreckig. Ein deprimierendes Bild. Mit dem Gefühl, als laste ein schwerer Stein auf seiner Brust, winkte der Major ein Taxi herbei, hockte sich auf die Rückbank, schloss die Augen und ließ die letzte halbe Stunde noch einmal gedanklich Revue passieren. Die Bilanz war ernüchternd. Wenn dieser Quacksalber seine Drohungen wahr machte, konnte er einpacken. Unruhe machte sich in ihm breit. Er ärgerte sich. Und er begann, sich Sorgen zu machen.

Ende Februar war es bitterkalt. Wer es vermeiden konnte, ins Freie zu gehen, blieb im Warmen. Prahl nicht. Dem fiel zu Hause die Decke auf den Kopf, und so kam es, dass er an diesem außergewöhnlich frostigen Dienstag eingehüllt in einen mit Lammfell gefütterten Kurzmantel mit der Bahn nach Leitenbach fuhr, um mit Bruder Markus zu reden.

Es war früher Nachmittag. Eine steife Brise, die von der Slowakei herunterkam, zerzauste sein ungekämmtes graues Haar, umspielte die tiefen Tränensäcke und die Falten um den schmalen Mund, kühlte das stoppelbärtige Kinn und trocknete ihm den Schweiß auf der Stirn. Diese permanente Luftbewegung war ganz typisch für diese Gegend hier. Im Sommer empfanden die Leute das als angenehm, im Winter beschwerten sie sich darüber. Als gäbe es nichts anderes auf der Welt, worüber man sich aufregen könnte. Keinen Krieg, keine Katastrophen, keine Umweltzerstörung, weder Betrug noch Korruption und schon gar nicht die zunehmende Verrohung, die einem überall entgegenschlug. Wieso sich darüber kein öffentlicher Unmut regte, war ihm schleierhaft.

Ein neuer Mensch hat sich entwickelt, resümierte er. Der oberflächliche, abgestumpfte, konsumbetonte Egoist, der an nichts glaubt außer an die Macht des Geldes. Mit Gedanken dieser Art beschäftigt, ließ er einen Bahnhof hinter sich, der ebenso menschenleer war wie die angrenzende Ortschaft. Es schien, als wären hier alle weggestorben. Als sei die Gegend hier gänzlich unbewohnt. In sanften Kurven schlängelte sich die einsame Straße durch leere Felder und stieg schnell an. Bis an den Waldsaum. Dort erhob sich die 1076 gegründete mächtige Benediktinerabtei und wachte über die Menschen, den Glauben und das Land.

Bruder Markus arbeitete in der Stiftsbibliothek. Mit ruhiger Hand stellte der alte, dicke Herr mit der weißen Mähne und den merkwürdig vergilbten Augen soeben ein dickes, in Leder gebundenes Buch zurück ins Regal. »Lukas«, schnurrte er mit falschem Lächeln, als er den Besucher zu Gesicht bekam. »Ich freue mich so, dich zu sehen.«

»Die Freude ist ganz auf meiner Seite, mein Lieber.«

»Dein erstes Jahr im Ruhestand scheint dir gutzutun. Du bist gelassener geworden.«

»Mit einundsechzig wird jeder ruhig. Da stellt sich ein gewisses Maß an Satttheit ein. Man wird müde.«

»Du weinst jetzt aber nicht deinem Beruf nach, oder?«

»Aber woher denn? Den Schulbetrieb vermisse ich nicht. Die Kinder. Die schon. Jungen Menschen den Zugang zum Herrgott zu vermitteln, war das Salz in der Suppe meines Lebens. Die Auftritte bei deinen Osterfestspielen auch.«

»Und ich war so gern Intendant. Hätte man uns nicht von heute auf morgen die staatlichen Förderungen gestrichen, würden wir ja immer noch spielen, aber lassen wir das. Es ist abgehakt. Endgültig. Schau dir diese Bücher an. Hunderte. Tausende. Ihre Neuinventarisierung ist eine gewaltige Aufgabe. Sehr reizvoll, das kann ich dir sagen.«

Vorsichtig warf der Chefbibliothekar einen Blick auf den jungen Benediktiner, der ein wenig abseits an einem Tisch hockte und in einem dicken Wälzer schmökerte.

»Komm«, sagte er leise. »Machen wir einen Spaziergang. Wir haben viel zu bereden.«

Nebeneinander verließen die beiden die Bibliothek. Der hohe, breite Korridor, durch den sie marschierten, sorgte bei jedem Wort für einen weithin hörbaren Hall. Was man sagte, musste also gut bedacht sein.

»Was macht das Privatleben? Hast du die Scheidung jetzt endlich verkraftet?«

»Was bleibt mir übrig?«, antwortete Prah. »Das Luder hat sich einen roten Stadtrat geangelt. Damit hat sie ausgesorgt. Für den Rest ihres Lebens.«

»Und gesellschaftlich? Triffst du dich noch mit den Pensionisten aus dem Lehrerkollegium?«

»Aber ja«, log Prah. Danach schwiegen sie, bis sie im verschneiten Klostergarten angekommen waren. Argwöhnisch sondierten sie auch dort erst einmal die Lage, ehe sie ihr Gespräch fortsetzten.

»Haberbach hat nicht bezahlt«, seufzte Prah. »Damit ist Projekt Nummer eins gescheitert. Aber gründlich.«

»Einspruch«, widersprach der Mönch. »Vielleicht ist es sogar ganz gut so, dass sich uns der ehemalige Herr Wirtschaftsminister so stur widersetzt. Nun ist die Staatsanwaltschaft am Zug, und die Medien kreuzigen ihn. Eine ganz dicke Warnung für jene, die vom rechten Wege abgekommen sind.«

»Und wenn er straflos bleibt?«

»Kann ich mir nicht vorstellen. Dass ihn sein Aufsichtsrat bis zur Klärung der Vorwürfe suspendiert hat, ist ja schon einmal ein gutes Zeichen.«

»Ein Signal, aber das reicht nicht. Reue. Buße. Umkehr. Darum ging es doch. Um Schmiergeld, das wir einziehen, um damit Gutes zu tun.«

»Stimmt schon, und dieser Anspruch ist ja nach wie vor aufrecht. Wir machen weiter. Angesichts deiner Spezialistin bin ich da sowieso sehr optimistisch. Die Frau ist unbezahlbar. Und sie glaubt tatsächlich, du wärst Arzt?«

Prah nickte. »In der Sankt Georg Klinik. War gar nicht so einfach, ein Krankenhaus zu finden, das bloß die Namen seiner Ärzteschaft ins Netz stellt«, grinste er. »Keine Fotos. Keine Daten. So fand ich die ideale Tarnexistenz. Oberarzt Dr. Nikolaus Adamek. Bilder von ihm sind weder auf Google noch in den sozialen Netzwerken verfügbar, seine private Telefonnummer ist öffentlich nicht zugänglich, und weitergehende Erkundigungen als eine Recherche im Internet wird Fräulein Schrott wohl hoffentlich nicht anstellen.«

»Großartig«, freute sich der Benediktiner und schnitt ein neues Thema an. Dabei ging es um den Generaldirektor eines bekannten Softwareunternehmens, der ihm etwas anvertraut hatte. Die Geschichte des Auftrages zur Entwicklung neuartiger polizeilicher Computerprogramme. Der rechtsgültige Vertrag zwischen dem Innenministerium und seinem Unternehmen sei von heute auf morgen für null und nichtig erklärt worden. Stattdessen habe ein weithin bekanntes Konkurrenzunternehmen den dicken Fisch an Land gezogen. Dabei solle viel Geld geflossen sein. An Herrn Minister Liebermann persönlich.

»Gibt es Beweise?«

»Keine Ahnung.«

»Und die Medien?«

»Die schweigen. Ich denke, deine Frau Schratt sollte einmal nachprüfen, ob an der Geschichte was dran ist.«

»Wird gemacht. Und falls die Story stimmt, haben wir eine neue Mission.«

»Oh ja. Aber diesmal denken wir auch an uns selbst. Ich hab da eine Idee. Hör zu.«

Als Prahls eine halbe Stunde später wieder zurück zum Bahnhof ging, kam er an einem hellen Ford vorbei, der am Straßenrand parkte. Ein junges Pärchen saß eng umschlungen im Wagen. Kaum war Prahls an den beiden vorbei, lösten sie ihre Umarmung. »Ich würde gern vor ihm am Bahnhof sein«, sagte die Staatspolizistin, die das Gesicht eines unschuldigen Kindes besaß, und wischte sich mit einem Taschentuch angeekelt die Lippen ab. Ihr Kollege sah phlegmatisch auf die Uhr, nickte, startete den Motor und fuhr sofort los.

Siebzehn Uhr fünf. Bei heftig einsetzendem Schneefall stieg Prahls in den Regionalexpress nach Wien und setzte sich auf einen freien Platz am Fenster, während der letzte Waggon des Zuges seine Verfolgerin aufnahm.

Zwanzig Minuten später waren sie in Wien.

9

Hundertdreißig Kilogramm Mann auf einer zart gebauten Brünetten? Da tut sich was.

Das Bett ächzte, die Matratze war bis zum Anschlag durchgedrückt, und Nicole seufzte und stöhnte, als wäre sie schwer krank und läge im Sterben. Den langen Rock bis an die Hüften hochgeschoben, barbusig, die gespreizten Beine hoch in die Luft gereckt und ihre Knie immer dicht an Liebermanns roten Ohren, stemmte sie sich dem brunftigen Bullen entgegen. Dabei trug sie auch noch diese sündhaft teuren, hochhackigen französischen Stöckelschuhe mit den roten Sohlen. Labourdins. Ein

Geschenk ihres Mannes, bezahlt mit dem Geld, das er bei ihrem Liebhaber verdiente. Den jagte sein adrenalinbefeuert Herzschlag inzwischen Stoß für Stoß der Glückseligkeit entgegen. Auch Nicoles Keuchen kulminierte. Sie kam jetzt. Sie ließ sich völlig gehen, und auch der Minister hatte endlich seinen Orgasmus, stieß noch einmal zu, fauchte wie ein wilder Kater und erschlaffte abrupt.

Jetzt war endlich Ruhe.

»Du erdrückst mich ja«, klagte Nicole nach einer Weile. Das ließ ihn wieder munter werden. Brummend rollte er seinen zwei Meter hohen, massigen Körper zur Seite, schnappte sich den Champus und schenkte zwei Gläser ein.

»Und?«, fragte er, nachdem sie sich beide einen Schluck gegönnt hatten.

»Was willst du hören?«

»Wie war ich?«

»Phantastisch«, log sie, sprang auf und lief ins Bad. Liebermann hatte keine andere Antwort erwartet. Zufrieden blieb er liegen, verfolgte, wie sich sein Pulsschlag wieder beruhigte, genehmigte sich noch ein Gläschen und ließ seinen Blick durchs Zimmer wandern. Zwischen Tür und Bett lag Nicoles schwarze Unterwäsche auf dem hell funkelnden Marmor. Dazu noch eine Bluse aus blauem Satin. Und auf dem Nachtkästchen? Da stand ein gerahmtes Urlaubsbild. Nicole und Erich Holt vor einem schottischen Schloss. Dahinter lagen Spielkarten.

Neugierig griff der Endfünfziger danach. Kaum hatte er die Karten aus der Verpackung geschält, war Nicole zurück und setzte sich zu ihm. Jetzt trug sie einen kobaltblauen Bademantel. Immer wenn sie sich bewegte, entstand ein breiter Spalt, durch den er ihre wohlgeformten Brüste sah.

»Wie bist du eigentlich mit Erich zufrieden?«, fragte sie und strich sich anmutig das lange Haar aus dem Gesicht.

Eine Frage, die ihm gar nicht passte. »Dein Mann ist ein ausgezeichnete Büroleiter, aber ein wenig weich«, antwortete er widerwillig.

»Na und? Passt doch«, schnurrte sie und sah ihn forschend an. »Ich mag ihn, also lass ihn Karriere machen. Wirst du doch, oder?«

»Durchaus. Wenn wir weiterhin so gute Freunde sind.« Skeptisch hielt er ihr die Karten vors Gesicht. »Tarot? Glaubst du an diesen Blödsinn?«

»Das Crowley-Tarot ist eine Landkarte unserer Seele«, entgegnete sie unwillig. »Und ein Orakel.« Zögernd wand sie ihm die Karten aus der Hand, mischte und legte sie in Form eines Fächers verdeckt auf das Leintuch. »Wir machen eine sogenannte Tageslegung. Die zeigt dir, wo du gerade stehst, in welche Richtung deine Seele drängt und wie du dich aller Wahrscheinlichkeit nach entscheiden wirst, wenn sich wichtige Fragen stellen. Drei Karten. Zieh.«

Widerwillig fasste Liebermann in die Mitte des ausgebreiteten Decks und drehte eine Karte um. Sie war in Rot und Orange gehalten und offenbarte einen thronenden Monarchen mit Krone, Umhang, Reichsapfel, Zepter und Schild. Hinter der Figur zeigte sich ein doppelter Widder neben einer aufgehenden Sonne.

»Was bedeutet das?«, knurrte er. »Sag schon.«

»Karte Nummer vier«, erläuterte sie stolz. »Der Kaiser. Sie steht für einen Macher voller Selbstbewusstsein. Für Entschlossenheit, Beharrlichkeit und Ordnung. Für jemanden mit großen Gedanken und Zielen.«

»Klar«, befand der Minister. »Das bin ich.«

»Die Karte kann selbstverständlich auch Negatives bedeuten«, schränkte sie ein. »Macht- und Amtsmissbrauch, Strenge und Unnachgiebigkeit, Gewalt und Brutalität.«

»Nicht bei mir«, widersprach Liebermann und deckte eine weitere Karte auf.

»Zwei der Scheiben. Deine Seele sehnt sich nach Wandlung. Sie will, dass du ihr zuhörst.«

Kopfschüttelnd zog der Minister eine weitere Karte.

»Der Narr«, lachte sie. »Symbolisiert durch den Frühlingsgott Dionysos, umgeben von einer dreifachen Nabelschnur. Das steht für Mut zum Risiko. Neues entsteht.«

»Und Negatives hast du nicht zu bieten? Du enttäuschst mich.«

»Na gut. Da wären Chaos und Verantwortungslosigkeit.«

»Vergiss es. Solche Dinge sind mir wesensfremd. Gute Sache, so ein Tarot. Das machen wir jetzt öfter. Aber lass nur. Ich muss jetzt weg. Du weißt ja, die liebe Familie wartet.«

Mit sarkastischem Grinsen richtete er sich auf und marschierte ins Badezimmer. Selbstbewusst. Dynamisch. Ein Glückskind, durch und durch. Die Götter sind mir gewogen, dachte er, doch er irrte sich gewaltig. Die Zeit des Aufstiegs war vorbei. Sein Stern begann zu sinken. Von nun an ging es stetig bergab mit ihm.

10

Inzwischen war der März ins Land gezogen.

An einem tristen, nebelverhangenen Tag, an dem der Wind von Norden kam und einem durch Mark und Bein fuhr, parkte der kleine, rundliche Chefinspektor Franz Dvorak seinen Dienstwagen gegenüber der Zentralanstalt für Meteorologie, kletterte aus dem Wagen, kratzte sich an der ausgeprägten Denkerstirn und warf einen argwöhnischen Blick in die Runde.

Alles ruhig.

Aus dem nahen Sportstadion Hohe Warte war kein Mucks zu hören. Dort lief weder ein Training noch ein Spiel, und auf der Straße vor ihm war eigentlich auch nichts los. Sogar vor den gepflegten Einfamilienhäusern war niemand zu sehen, ausgenommen Kubicas Nachbar. In abgetragenen Jeans, olivgrünem Militärparka und einer grünen Hornbrille mit dicken Gläsern stand er am Maschendrahtzaun und schob einen Kaugummi von Backe zu Backe.

»Grüß dich, Adi.«

»Guten Morgen, Franz.«

Grinsend drückte der Chefinspektor dem stämmigen Weißhaarigen mit der auffallenden Sehhilfe eine Flasche Wein in die Hand. »Als Dank für deine Infos«, raunte

er. »Ein ausgesprochen feiner Blaufränkisch aus dem Burgenland. Ich hoffe, er schmeckt dir. Gibt's was Neues?«

»Dem Polacken geht es immer noch nicht gut, aber das weißt du ja. Besuchst du ihn?«

»Eine Stippvisite. Ich geh gleich wieder.«

»Wenn du mich fragst: Den könnt ihr abschreiben. Der wird nimmer.«

»Möglich. Interessiert sowieso keinen mehr.«

»Wirklich? Warum?«

»Na darum.«

Umständlich steckte sich Dvorak eine Zigarette an, verpasste seinem verblüfften Kundschafter einen kameradschaftlichen Klaps auf die Schulter, drehte sich um und latschte los. Nicht weit. Bloß zwanzig Meter. Dann stand er vor Kubicas Grundstück, gönnte sich noch ein paar genussvolle Lungenzüge, dämpfte seinen Glimmstängel an der Zaunsäule ab und warf den Stummel weg. Er fühlte sich unwohl, denn die Mission, die er zu erledigen hatte, war prekär. Je schneller er die hinter sich brachte, umso besser. Beherzt öffnete er also das Gartentor, marschierte zur Eingangstür und läutete. Das Geräusch eines Staubsaugers war zu hören.

Kopfschüttelnd betätigte der Chefinspektor noch einmal die Klingel. Ein drittes Mal, und wieder. Unwillkürlich musste der siebenundfünfzigjährige Nikotinjunkie an den keltischen Lichtgott Lugos denken, der sich der Legende nach eines Raben bediente, um den Menschen seinen Willen zu verkünden. Ein Bote. Ja. Das war er auch. Kaum hatte er den Gedanken zur Seite geschoben, schwang die Tür auf.

»Hallo Radek.«

»Servus Franz.«

Der Hausherr trug einen um zwei Nummern zu großen blauen Trainingsanzug und weiße Laufschuhe. Seine Gesichtshaut war gerötet, der Händedruck schlaff, lasch, ja richtiggehend schwammig. Das volle Haar, das ihm seitlich über die Ohren hing, war mit ersten silbrig schimmernden Strähnen durchzogen, und den wolfsgrauen Augen unter

dunklen Brauen fehlte der gewohnte Glanz. Nicht einmal der Dreitagebart an Kinn und Wangen gab mehr allzu viel her. An guten Tagen sah er damit ja ziemlich verwegen aus, doch heute machte das alles einen fast schon erbärmlichen Eindruck.

»Pass auf, dass du nicht stolperst und dir den Schädel anschlägst«, schnaufte der Major und deutete auf den leise schnurrenden Staubsaugroboter, der wie ein unruhiges Hündchen hektisch hin und her flitzte.

Mit einem demonstrativ riesigen Schritt stieg der Chefinspektor über das quirliche Gerät. »Gut so?«

Kubica nickte.

»Wie geht es Margot?«

»Schläft noch. Nachtdienst, du weißt schon.«

»Freilich. Barkeeperin. Ein hartes Brot. Du atmest so schwer. Hast du wieder mit dem Boxtraining begonnen?«

»Gott bewahre. Ich war im Keller. Kartoffeln holen.«

»Und deine linke Schulter?«

»Alles bestens.«

»Fein, dass du jetzt endlich wieder so richtig in Schuss kommst«, säuselte der Chefinspektor, warf Kubica einen skeptischen Blick zu und trabte geradewegs in die Küche. Der Hausherr folgte ihm.

»Kaffee?«

Nein, Dvorak wollte keinen Kaffee. Er sprach von einem Brief, den er überbringen sollte. Radek möge ihm die Übernahme bitte schriftlich bestätigen. Das sei so vorgeschrieben.

»Wird der erwartete Bescheid sein. Weißt du, was drinsteht?«

Energisch schüttelte Dvorak den Kopf.

»Du warst in Linz?«

»Wer sagt das?«

»Du führst Sondierungsgespräche, heißt es. Mein Gott. Ist ja nichts dabei. Wieso nach Stankovic schon wieder ein Leitender aus Oberösterreich die Wiener Mordkommission übernehmen soll, ist mir zwar schleierhaft, aber von mir aus. Mich schicken die nämlich in Frühpension. Und du? Du kriegst meinen Job. Stimmt doch, oder?«

»Der Antrag des Amtsarztes, dich in den Ruhestand zu versetzen, ist dir bekannt, und dass der Chefarzt so einer Empfehlung nicht entsprechen würde, ist noch nicht vorgekommen.«

Achselzuckend unterschrieb Kubica die Übernahmebestätigung, ergriff den Brief und setzte sich zu Tisch. Dvorak stand dicht hinter ihm.

»Willst du jetzt nicht doch noch einen Kaffee?«

»Nein.«

Einen Augenblick lang schloss Kubica die Augen. Dass so ein simples Stück Papier, verborgen in einem nichtssagenden Umschlag, sein ganzes Leben auf den Kopf stellen würde, war ja geradezu pervers. Familie weg. Job weg. Ab in die Invalidenpension. Blöd gelaufen. Pech gehabt. Entschlossen riss er das Kuvert auf.

»Mit Wirksamkeit vom 1. April werden Sie zum Leiter der Mordkommission Wien bestellt«, las er laut. »Zugleich werden Sie in die Besoldungsgruppe 8 überstellt und zum Oberst ernannt. Dienstfähig ab 1. Mai. Dienstantritt in der neuen Funktion: 4.5. im Landeskriminalamt Wien. Gezeichnet: Der Polizeipräsident.«

Ungläubig betrachtete Kubica den Bescheid und ging den Text noch einmal Wort für Wort durch. Und Dvorak? Der stand da wie angemalt, drehte sich mit versteinierter Miene um und ging. Erst als die Haustür hinter dem Chefinspektor ins Schloss gefallen war, legte der Major das Schreiben zur Seite und erhob sich.

Margot fiel ihm ein. Er musste mit ihr reden. Sofort, denn wie seine ehemalige Gattin Anne stets feierlich zu sagen pflegte, wenn seinerzeit ein erfreulicher familiärer Anlass gegeben war: Um Freude aus vollem Herzen genießen zu können, muss man sie teilen.

An einem grauen diesigen Montagmorgen kletterte Lukas Prahls gegenüber der Staatsoper in einen Bus, der ihn aus der Innenstadt in einen der Außenbezirke bringen sollte. Gespannt wie eine Feder saß er neben der hinteren Tür und blätterte eine Weile scheinbar gelangweilt in einem Taschenbuch, bis endlich die ersten Gebäude der Sankt Georg Klinik auftauchten und der Fahrer bremste. Die Haltestelle lag direkt vor dem Haupteingang. Ruhig legte Prahls sein Buch auf den Nebensitz, beobachtete das Drängen und Schieben der aufgeregten Fahrgäste, die wieder einmal alle auf einmal aussteigen wollten, und ließ sich Zeit. Er huschte erst ins Freie, als keiner mehr damit rechnen konnte. Im letzten Augenblick.

Mit einem blauen Seesack bewaffnet stand der ehemalige Religionslehrer und Laienschauspieler jetzt also am Gehsteig und beäugte argwöhnisch die Umgebung, ehe er mit gesenktem Kopf das Krankenhaus betrat. Dort durchquerte er zielsicher die Eingangshalle und verschwand im WC.

Keine zehn Minuten später war er fix und fertig umgezogen, verbarg sein graues Haar unter der schwarzen Perücke, klebte den Oberlippenbart auf und kontrollierte den Sitz in einem kleinen Handspiegel. Sodann befestigte er das vorbereitete Namensschild am weißen Polohemd, das so wunderbar zu seiner weißen Hose und den gleichfarbigen Schuhen passte, legte den Seesack zusammen, steckte ihn in den mitgebrachten schwarzen Müllbeutel und deponierte das Zeug hinter dem Spülkasten.

Mit selbstsicherem Lächeln betrat er die Halle und orientierte sich an den Wegweisern. Birgit Schratt erwartete ihn bereits am vereinbarten Treffpunkt. Die etwas flachbrüstige Studentin, die etwas kleiner war als er, schien nervös zu sein. Er bemerkte es an der unsicheren Bewegung, mit der sie ihre Teetasse zum Mund führte, und an ihrem scheuen Lachen. Verstohlen schüttelte er ihr die Hand und warf seiner Geheimwaffe einen aufmunternden Blick zu. Ihr dichtes, gesund glänzendes schwarzes Haar war zwar relativ kurz geschnitten, stand ihr aber ganz gut, was an der eher nichtssagenden Gesamterscheinung wenig änderte. Eine ausgesprochene Schönheit war die junge Frau also keine, dafür zäh, mit ausgeprägtem sozialem Gewissen, bereit, die

Welt zu verbessern. Eine bessere Partnerin kannst du dir kaum wünschen, schoss es Prahls durch den Kopf. So ein Glück.

Das Bistro war erst kürzlich renoviert worden. Es machte einen frischen, sympathischen Eindruck. Die Wände waren mit weißem Holz getäfelt, kleine Sitzgruppen mit roten Lederbänken luden zum Verweilen ein, und moderne Lampen aus Metall hingen über blitzblanken Tischen. Viel war hier um diese Zeit noch nicht los. Ein paar Patienten lungerten herum. Dazu noch der eine oder andere Krankenpfleger. Jedenfalls keiner, der an Prahls und seiner Komplizin interessiert war. Das gefiel dem falschen Oberarzt. Prahls setzte sich. Dann moserte er ein wenig über den mörderischen Stress in seiner Abteilung und ließ sich gehörig bemitleiden, ehe er fragte, ob sie erfolgreich gewesen sei.

Das war sie. Ihr Strahlen bewies es. Tagelang hatte sie sich durch die Computersysteme verschiedener Banken gehackt, Material gesammelt und in einen roten Ordner gesteckt. Jetzt konnte sie ihm das Zeug endlich zeigen.

»Da drin sind Liebermanns Kontoauszüge. Auch die von einer Bank in Liechtenstein.«

»Und? Ist dabei was faul?«

Sie nickte. »Es gibt bedenkliche Bareinzahlungen. Seit November werden dort vier Millionen Euro gebunkert, und bei der Deponierung von fünfhunderttausend Euro ein halbes Jahr zuvor ist wohl auch nicht alles mit rechten Dingen zugegangen.«

Das musste Prahls erst einmal verdauen. Umständlich holte er ein Taschentuch hervor und schnäuzte sich. »Sieh mal einer an«, sagte er danach. »Liebermann lässt sich also tatsächlich schmieren, und zwar nicht zu knapp. Das heißt, wir agieren gleich wie beim ehemaligen Wirtschaftsminister.«

»Und wenn er nicht bezahlt?«, fragte Birgit Schratt.

»Der Herr Innenminister will keinen Skandal. Da gibt er lieber klein bei.«

»Angenommen, er tut das nicht.«

»Dann machen wir ihn fertig. So sehr, dass ihn seine Partei fallen lässt. Danach wird sich jeder Politiker zweimal überlegen, ob er heimlich die Hand aufhält. Danke, Birgit. Ich wüsste nicht, was ich ohne dich machen sollte.«

»Kein Problem. Wie geht es deiner Frau und den Kindern?«

»Alles bestens. Und was ist mit dir? Hast du die Trennung von diesem Italiener inzwischen verkräftet?«

»Es geht mir besser. Auch wenn ich nach wie vor solo bin. Mit einer neuen Beziehung eilt es nicht.«

»Recht hast du.« Bedauernd guckte Prahls alias Dr. Adamek auf die Uhr, klemmte sich die Mappe unter den Arm, stand auf und verabschiedete sich. Er müsse aufbrechen, sagte er. Man erwarte ihn.

Sie sei natürlich weiter für ihn da, versprach sie, als er ihr die Hand drückte. Jederzeit.

»Schön. Du hörst von mir.«

Wie ein väterlicher Freund küsste er sie auf beide Wangen, eilte zu den Aufzügen, fuhr in die vierte Etage und stellte sich ans Fenster. Dort wartete er so lange, bis Birgit vor das Gebäude trat, in den Bus stieg und davonfuhr.

Eine halbe Stunde später verließ Prahls mit seinem Seesack die Klinik und ließ sich mit dem Taxi ins Zentrum bringen. Dort nahm er die U-Bahn und fuhr nach Hause.

Wer sich mit korrupten Politikern anlegte, musste vorsichtig sein. Da war ein schneller Wechsel von Verkehrsmitteln zur Verschleierung des Heimwegs oberstes Gebot.

12

Der Kies knirschte bei jedem Schritt.

Sonst war es merkwürdig still an diesem 5. April, einem mehr oder weniger unwirtlichen Ostersonntag, an dem es schien, als sei Österreichs Hauptstadt in kollektive Erstarrung verfallen.

Die beiden barhäuptigen Männer in ihren leichten, dunklen Mänteln hielten etwas mehr als eine Armlänge Abstand voneinander, als sie Seite an Seite vom sogenannten Oberen Belvedere zum Unteren Belvedere marschierten. Stumm.

Zehn nach acht. Der Himmel gab sich grau. Ein kalter Wind pfiff über das aus dem siebzehnten Jahrhundert stammende Barockschloss und ließ die beiden frösteln. Vorsichtshalber benützten sie die zentrale Achse des nach französischem Vorbild streng symmetrisch angelegten Parks, aber außer zwei Läufern und einem jungen Paar am schnurgeraden Asphaltband links von ihnen, die sich klar außer Hörweite bewegten, war niemand zu sehen. Und Liebermanns Büroleiter plus die zwei Typen vom Begleitschutz? Die lungerten vor der Treppe zum Unteren Belvedere herum, viel zu weit weg, um zu lauschen. Drei eifrige Herren, Holt im Mantel, die Polizisten in unauffälligen, schlecht sitzenden Windjacken über dunklen Anzügen. Sie machten den Eindruck, als stünden sie Schmiere.

Achtlos glitt der Blick des Innenministers über die kunstvolle Gartengestaltung und die Skulpturen aus der griechischen Mythologie. Sein Amt lag ihm im Magen. Kanzler. Ja, das wäre seine Kragenweite. Stattdessen schlug er sich schon jahrelang mit dem Innenressort herum, einem allgemein unbeliebten, traditionell schwierigen Ministerium, in dem er noch dazu von lauter Blindgängern umgeben war. Ohne einen wie ihn, der die Zügel straff anzog, ginge da gar nichts. Gereizt strich der schwergewichtige Politiker über sein nach hinten gekämmtes graues Haar, blieb unvermittelt stehen, holte das Mobiltelefon hervor und hielt es seinem Begleiter vors Gesicht. Das Wasser in den beiden mit Marmor eingefassten Brunnen links und rechts von ihm war blassgrau und trüb. Es bewegte sich sanft. Wie Nebelschwaden.

»Nichts ist verhüllt, was nicht enthüllt wird, und nichts ist verborgen, was nicht bekannt wird«, zischte Österreichs oberster Hüter von Ruhe, Ordnung und Sicherheit mit vor Wut bebender Stimme. »Tue Buße, spende, und es wird dir vergeben.«

»Ein Spinner«, sagte Witoldski.

»Wenn er das wäre, hätten Sie ihn ja, aber Sie haben ihn nicht. Sie haben gar nichts. Da existieren drei SMS, in denen ich aufgefordert werde, viereinhalb Millionen an kirchliche Einrichtungen zu überweisen. Da gibt es vier Erlagscheine mit den gewünschten Empfängern. Und Ihre Techniker? Die behaupten, es bestünde nicht die leiseste Chance, die SMS zurückzuverfolgen. Die Spurensicherung bedauert, denn die Fingerabdrücke am Kuvert scheinen unbrauchbar zu sein, und auf den Erlagscheinen sind keine vorhanden. Also faseln Sie mir nicht von einem Verrückten. Einer, der in der Lage ist, an die Geheimnummer meines Handys heranzukommen, ist nicht geisteskrank. Der ist auch kein Scherzbold. Ich jedenfalls finde diese Aktion nicht besonders witzig. Sie vielleicht?«

Unruhig warf der smarte Direktor des Bundesamtes für staatspolizeiliche Angelegenheiten sein rabenschwarzes Haar zurück, löste den Blick von der Skyline der Wiener Innenstadt und ließ ein nervöses Hüsteln hören. Ein falsches Wort, wusste der weltmännische Staatsschutzexperte, bloß ein einziges falsches Wort, und er war geliefert. Trotz seiner inzwischen so hilfreichen Beziehungen.

Der Minister indessen war jetzt in Fahrt. Erboast zog er ein A5-Kuvert aus der Manteltasche und schlug es dem gut zwanzig Jahre jüngeren Hofrat gegen die Brust. »Haberbach ist ja dasselbe passiert«, schnaubte er dabei. »Vor ein paar Wochen. Und was haben Sie und Ihre Leute in dieser Causa aufzuweisen? Beschwichtigungsrhetorik! Wie ist so etwas möglich, Herr Hofrat? Sprechen Sie. Ich höre.«

»Ein nahezu deckungsgleicher Vorgang. Das stimmt«, gestand Witoldski kleinlaut und wich vorsichtig zurück. »Empfang dreier SMS, ebenfalls ohne dezidierte Drohung, sowie eines Kuverts mit einem Erlagschein. Es ging um eins Komma acht Millionen Euro, zahlbar an die »Caritas«. Leider informierte uns der ehemalige Herr Wirtschaftsminister erst, als die Korruptionsvorwürfe ruchbar wurden und ihm der Staatsanwalt im Nacken saß. Seither wird ermittelt. Rund um die Uhr.«

»Und mit welchem Ergebnis? Wenn das bei mir auch so läuft, na dann Prost Mahlzeit.«

»Es braucht halt alles seine Zeit«, presste Witoldski schuldbewusst hervor und senkte den Blick.

»Möglicherweise haben wir die aber nicht«, fauchte der Minister mit blutrot angelaufenem Gesicht und nahm wieder Schritt auf. So rasch, dass sein Geheimdienstchef größte Mühe hatte, ihm zu folgen. »Was Haberbach betrifft, so ist an den Vorwürfen gegen ihn natürlich nichts dran. Deshalb gibt es auch kein Verfahren. Ruiniert ist er trotzdem. Eine besudelte Weste wird nie mehr sauber. Das ist halt so.«

»Wir sollten Ihren Personenschutz verstärken«, schlug der Hofrat vor. »Die Spezialisten von der Cobra könnten das übernehmen.«

»Die sind mir zu militärisch«, blaffte der Minister und drückte Witoldski sein Mobiltelefon und das Kuvert mit den Erlagscheinen in die Hand. »Da ziehe ich eine weitere Begleitung durch Ihre Leute vor. Schließlich geht es hier ja nicht um mein Leben. Es geht um meinen Ruf.«

Sie erreichten die Treppe. Büroleiter und Personenschützer nahmen Haltung an. Gleichzeitig bahnte sich ein schmales Bündel Sonnenstrahlen den Weg durch die Wolken und tauchte das Untere Belvedere in goldenes Licht.

»Jetzt hören Sie mir einmal gut zu, Witoldski«, knurrte Liebermann. »Ich werde mich dieser Erpressung nicht beugen, aber der Unfug hat aufzuhören, und zwar pronto. Schalten Sie die besten Experten ein, die wir haben. Ich verlasse mich auf Sie. Und wagen Sie es ja nicht, mich zu enttäuschen. In Ihrem eigenen Interesse.«

Gereizt gab der Minister seinem Büroleiter einen Wink und zog mit seinem Gefolge von dannen.

Der Geheimdienstler sah ihnen gleichmütig nach, steckte sich eine Zigarette an, rauchte mit geschlossenen Augen und machte sich so seine Gedanken, bis ihn der Anruf seiner Schwiegermutter in die Realität zurückholte. »Die Ärzte wollen die Geräte ausschalten«, sprach sie. »Du musst mit ihnen reden.«

»Schon wieder? Ich bin gleich unterwegs«, erwiderte Witoldski bedrückt, verstaute sein Handy in der Manteltasche und rannte los. Als er am Rennweg auf die Fahrbahn lief und mit weit ausgebreiteten Armen ein Taxi anhielt, machten die Wolken schon wieder den Himmel dicht.

Ein paar Herzschläge später begann es zu nieseln.